

PAUL

AUFZEICHNUNGEN
UND
APHORISMEN

*Rhums,
Autres Rhums,
Choses tues,
Littérature*

Wind-
striche

VALENTY

B

SUHRKAMP

ACADÉMIE DE BERLIN

Suhrkamp

B FRANZÖSISCHE BIBLIOTHEK

Diese Ausgabe von *Windstriche* von Paul Valéry ist Teil der FRANZÖSISCHEN BIBLIOTHEK, die in Zusammenarbeit zwischen der ACADÉMIE DE BERLIN und dem SUHRKAMP VERLAG entstanden ist.

Gemeinsam wollen wir auf bedeutende, aber fast vergessene Werke der modernen französischen Literatur aufmerksam machen – die FRANZÖSISCHE BIBLIOTHEK soll dazu in einer ersten Auswahl als Kompass dienen und als Anregung, sich immer wieder aufs Neue für französische Literatur in deutscher Sprache zu begeistern.

Die ACADÉMIE DE BERLIN wurde 2006 unter der Schirmherrschaft von Richard von Weizsäcker gegründet. Ihre Mitglieder, Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, haben es sich zum Ziel gesetzt, den kulturellen und gesellschaftlichen Austausch zwischen Frankreich und Deutschland zu fördern.

Die Bedeutung des Titels *Windstriche* (*Rhumbs*) musste Paul Valéry schon seinen französischen Lesern erläutern, als das Buch in den zwanziger Jahren erschien. Das Wort entstammt der Nautik, bezeichnet, vereinfacht gesagt, die Richtung der Winde aus den verschiedenen Welt- oder Himmelsgegenden.

In *Windstriche* bleiben die Richtungen, die Paul Valéry mit seiner Prosa und seinen Überlegungen zur Dichtkunst sich selbst wie den Zeitgenossen vorgab, im Hintergrund. Sie bilden die Folie, von der sich die Abweichungen vom Vollendeten, vom abstrakten Denken, von reiner, absoluter Dichtung umso deutlicher abheben. Hier treffen aufeinander: Tagebucheintragungen anlässlich einer Reise, nach »Lust und Laune gezeichnet«, es werden »Moralia« sowie »Hintergedanken« ausgeplaudert ebenso wie Träume, Gedanken zur Literatur und lyrische Versuche. Dieses Buch führt Gedankensplitter vor – und gibt ihnen zugleich einen Zusammenhang; aus Fragmenten werden Ansätze zu einer Totalität. »In dieser Sammlung von Notizen, Impressionen, Ideen gibt es keine Ausruhpunkte« (Ernst Robert Curtius). »Es ist erschütternd, mitzuerleben, und erhebend, mitzudenken, wie schwer es sich ein großer Geist mit dem Geist gemacht hat.« (*Die Zeit*)

Die *Windstriche* geben eine Auswahl aus den *Heften* (*Cahiers*), den Tag für Tag, von 1894 bis zu Valérys Tod 1945, jeweils am frühen Morgen geführten Denktagebüchern, die erst posthum publiziert wurden und heute als sein literarisch-philosophisches Vermächtnis gelten.

PAUL VALÉRY, geboren 1871 in der südfranzösischen Hafenstadt Sète, repräsentierte zu Lebzeiten für das Inland wie das Ausland die französische Literatur und Kultur. Langjähriger Präsident des PEN-Clubs, Mitglied der Académie française, Lehrstuhlinhaber am Collège de France, prägte er mit seiner Lyrik wie seinen Überlegungen zur Dichtkunst Generationen von Lesern und Dichterkollegen: *Monsieur Teste* rechnet etwa Thomas Bernhard zu seiner ununterbrochen wiederholten Lieblingslektüre. Valéry starb am 20. Juli 1945 in Paris.

PAUL
VALÉRY

Windstriche

AUFZEICHNUNGEN
UND
APHORISMEN

Aus dem Französischen
von Bernhard Böschstein,
Hans Staub und Peter Szondi

SUHRKAMP

Windstriche

WINDSTRICHE

NOTIZ

Windstriche – diese Bezeichnung aus der Schiffahrtsterminologie hat einige Leute befremdet, offenbar solche, die von Wörterbüchern keinen Gebrauch machen.

Unter *Windstrich* versteht man eine Richtung, die sich nach dem Winkel bestimmt, in welchem auf der Horizontfläche eine beliebige Gerade zum Meridian steht.¹

Was besagt dieser Name als Überschrift einer Sammlung von Eindrücken und Gedanken? Wie die Kompaßnadel bei wechselnder Fahrtrichtung ziemlich konstant bleibt, so lassen sich die Sprünge, die wechselnden Anwendungen unseres Denkens, die Schwankungen unserer Aufmerksamkeit, die Zwischenfälle bei der Tätigkeit des Geistes, die Ablenkungen unseres Gedächtnisses, die Vielfalt unserer Wünsche, Gefühle und Impulse deuten als Abweichungen von einer irgendwie gleichbleibenden tieferen und wesentlichen Richtung des Geistes; der, sich selber gegenwärtig, von jedem seiner Momente unterschieden bleibt. Die Bemerkungen und Urteile, die dieses Buch ausmachen, waren für mich jedesmal solche *Abweichungen* von einer bestimmten, von meinem Geist bevorzugten Richtung: daher *Windstriche*.

P. V.

NACH LUST UND LAUNE GEZEICHNET

Für Valery Larbaud²

Genua, Stadt der Katzen. Schwarze Winkel.

Man wohnt seiner fortlaufenden Entstehung bei vom dreizehnten bis zum zwanzigsten Jahrhundert.³

Diese ganz sichtbare, sich selber gegenwärtige Stadt; die stets mit dem Meer und dem Felsen, mit Schiefer, Backstein und Marmor vertraut bleibt, und ihrem Berg in unablässiger Arbeit zusetzt. – Amerikanisch seit Kolumbus.

Unsäglich langweilig die Kunstwerke – sie sind minderen Ranges in Genua.

Kegelförmige, von einem Heiligtum gekrönte Hügel – dunkelgrün.

Rosarote Kinderklappern, helle kleine Zähne, bewohnte Hütten.

45 Grad ansteigende Hänge; Kegel und Schatten.

Hinten der Monte Fascie, meist gräulich und rötlich: elefantfarben.

Gäßchen. Hierspielende ungezählten Kinder um die armen nackten oder halbbekleideten H...⁴, die vor ihren offenen Zimmern feilstehn. Eine Prostitution, die dem Krämermarkt in den Straßen entspricht. Sie verkaufen ihre Natur wie die Nachbarin ihre Kastanien und Feigen, ihre riesigen goldbraunen Kuchen aus Erbsenmehl. Man bewegt sich im zähflüssigen Leben dieser tiefen Pfade, wie man ins Meer steigen würde, in die schwarze Tiefe eines seltsam bevölkerten Ozeans.

Arabische Märchenluft. – Starke Gerüche, eiskalte Gerüche, Drogen, Käse, gerösteter Kaffee, köstlich fein gebrannter Kakao, dem Bitterkeit entsteigt . . . – Hastige Fußgänger über den vom Meißel gefurchten Marmorböden. – Gegen die Höhen zu klettern die Gäßchen, mit Ziegel- und Kieselbändern verziert. – Zypressen, winzige Dome, Mönche.

Duftende Küchen. – Riesentorten, Erbsenmehl, Mixturen, Ölsardinen, gesottene Eier in Teig, Spinatkuchen, gebratene Fische. – Altüberlieferte Küche.

Ein Schiefersteinbruch ist dieses Genua.

*

Glocken, Glocken von Genua / Tan / ti rin / tantan / . . . / Tan / . . . // ich verharre, den Blick unbewegt auf die Glocke gerichtet, die in hundert Metern Entfernung läutet; abgewendet, mit verweilender Hand, die Feder bereit – wozu? Leere. Nur die Absicht, der Drang, der Trieb, der Wahn zu schreiben. –

Was zu schreiben? Die Mauer fesselt den Blick an ihre Rauten.

»Ich habe vollkommene Zeilen im Sinn.« Und dies kindische Zeichen der Langeweile – dieses primitive Verfahren, ein kurzfristiges Ideal an den Horizont jedes Augenblicks von Faulheit zu heften. Und nicht imstande zu sein, einen Tag friedlich verdämmern, die Zeit, den Hochmut und was man selbst zu sein scheint, sich gegenseitig fühlen und erleiden zu lassen . . . ohne sein Zutun.

Tan / tirin / tantan / – Das singt, statt sie zu zählen, die Stunden.

Flüssig, wie unendliche Flüssigkeit klingen diese Töne. Der tiefe, der hohe Ton – in allen Höhen und Tiefen des Raums, als ob die überall bewohnte Luft sich kratzen . . . sich flöhen würde – starrend von Tönen, die sie gefunden hat . . .

Goldene Luft der Musik. Spannung der Saite. Mythe der Seele.

Die *Seele* ereignet sich nur im Augenblick solcher Spannung.

Ist die Seele Ereignis? . . .

*

Zwei Arten von Architektur.

Die erste lebt nur von Druck und Biegung.

Die andere, die vollständiger ist, bringt Spannungen, Ausdehnungen ins Spiel.

Schneidet man der ersten horizontale Glieder weg, bleibt das Gebäude bestehen.

*

Fliegen.

. . . sich gehenlassen – dahinleben. –

Nichts ist schwieriger. –

Unbeschreibliche Regsamkeit der Fliegen, der Mücken. Wahre Ernergiekerne. Auf der blauen, ganz aus Sonne bestehenden Scheibe ein Laufen, ein Begegnen: man geht, man kommt mit kleinem, munter-hartem Ruck und dem sirrenden Geräusch der Flügel. Und nie ist man zahlreich, nie rege genug. Welche Unruhe, welche hastige Lust, auf der schönen und reinen Vertikale zu laufen, auf dem Staub schwankender Diamanten, im Vorhof aus Feuer und Atomen; vor dem Tod, vor dem Abend muß jeder Punkt dieser Scheibe durchlaufen sein, und auf wunderbar krummen Wegen. Wenn jede ihre Spur hinterlasse . . .

Man hat etwas gegen sie, weil sie auf den Kehricht gehen, vor allem aber, weil sie von dort zurückkehren. Was sie vor andern Liebhabern, die dort verkommen, auszeichnet.

Fliege, schweifende, lästige, unerklärliche, wie für die Ewigkeit reglose Fliege, Bild der ausgewogenen Bewegung und des stillstehenden Gleichgewichts . . . Aber für die Fliege ist keine Zeit verloren, für das Tier keine Handlung *zwecklos*.

Keine Bewegung ohne Gegenposten in der Buchführung seiner organischen Lebensdauer.

*

Lächerlicher Irrtum Rousseaus: die Lust, aufs Land zu gehen, für eine Wahrheit zu halten; eine Regung, den Moment einer Regung für ein »Ideal«.

Wer, an die Stadt gekettet, den Baum und den Geruch des Landes ersehnt, der nennt das Land *Natur*. Aber es gibt auch gräßliche Gegenden: er wird auch sie frisch und gesund *finden*.

Die Vorstellungskraft des Wunsches erfaßt immer nur einen Ausschnitt, ein *vorteilhaftes Bruchstück* der Wirklichkeit . . . Wer alles sieht, wünscht sich nichts und fürchtet, sich zu rühren.

Ich kann mir nicht denken, die »Natur« sei vor Rousseau unbekannt gewesen; noch die Methode vor Descartes; noch die Erfahrung vor Bacon; noch alles Einleuchtende vor dem oder jenem. –

Doch einer hat die Trommel geschlagen.

Bald ist die Landschaft im Fenster nur ein Bild an der Wand; bald ist das Zimmer nur eine Schale inmitten der

Bäume, die mich hindert, das Ganze zu sehen, nicht aber, in ihm zu sein. Es ist bloß eine perspektivische Störung, so wie ein Blatt die Aussicht auf ein Dorf verstellt.⁵

*

Der Traum eines Psychologen.

Ich träumte, ich sei zum Tode verurteilt. Jedoch gab es eine Möglichkeit davonzukommen, wenn ich es nur fertigbrächte, daß mich jemand *vergäße* – ein König, ein Richter, ein Henker?

*

*Perros-Guirec.*⁶

Dieses Land, deutlich spürt man hier, daß wir auf Trümmern leben.

Zersplittertes und dessen verwittrte Reste. Zerklüftetes Küstenriff.

Splittern, Verwittern, Geräusch im Verwittern.

Anhaltendes Geräusch bald heftigen, bald geduldigen Abbröckelns.

Aber die Kinderstimmen, die Schreie, das Dröhnen im Haus von Granit und Tannenholz nahe am Meer . . . Schrilles Gellen ans Ohr, ein Lied aus Sieden und Schauern, ein gleiches, seidenes Knistern als Basis, Basso continuo, vermitteln wieder, dem, der ein philosophisches Ohr besitzt, den Eindruck – unter täuschendem Schein von Leben und sprühendem Trubel – von Auflösung und Verfall.

*

Perros.

Das Alter dieser Körper hängt von ihrer Größe und ihrer Form ab.

Dieses Sandkorn älter als der Kiesel dort; der Kiesel dort älter als der Fels; das Granitei älter als die scharfe Kante; der Wassertropfen uralte neben dem grauen Korn.

Doch diese Alter sind relativ, und jedes bleibt innerhalb seiner eigenen Geschichte.

*

Wind.

Außer sich, ganz empört, alle widerspenstig in sich, stöhnen die Blätter, und die übereinandergeworfenen Ruder, Alle beladen, gekippt –

Sagen verzweifelt: nein!

Nein. Sie werden zum südlichen Ende der eigenen Gruppe getragen.

Der ganze Rumpf des Baumes sträubt sich . . .

Die Blätter fliehen alle bis zum nächsten Nachbarn . . .

Ein allerfeinster Sturzbach. – Festes, Fülliges drängt. – Geräusch einer Sanduhr, eines Durchgangs?

Die Lust und Angst des Abschieds. – Tausend kleine grüne Taschentücher winken.

Haben sie einmal den Baum verlassen, finden sie, fortgetragen, den Wind nicht mehr.

*

Morgentoilette.

Die Träume abschütteln, die Schlacken, die Dinge, denen Abwesenheit und Nachlässigkeit erlaubt haben, zuzunehmen und sich breitzumachen; die Naturprodukte, Unrat, Irrtümer, Torheiten, Schrecken, Bedrängnisse.

Die Tiere kriechen wieder in ihr Loch.

Der Meister kehrt von der Reise zurück. Der Hexenspek ist gestört.

Abwesenheit und Anwesenheit.

*

Kleines Café.

Finsteres, kleines Café, erquickend, versteckt, Stätte der Reinheit, des Denkens.

Asyl in einer Grotte aus bleichem Stein, mit Spiegeln, du erquickst den Reisenden, kühler Schattenherd, sanft gewölbter Bogen . . .

Ich bin allein in dieser Grotte. Ich und die »Débats«⁷ auf einem Tisch im Hintergrund.

Ein schwarzgekleideter Geist, mit ungepflegtem, bläulichem Bart . . . Wie er sich langweilt in seiner Einsamkeit! Bringt mir einen Schemel. Er brächte mir alles. Ich merke, daß er in einer erdachten Welt lebt.

Ich fühle mich als abstrakter Kunde, als Inbegriff des Kunden.

Komm, durchwürze die Luft! – Dampfe, dufte, bittere Schokolade, die von geröstetem Zwieback träumt! . . .

Bald werden wir, nach zu vielen Zigaretten, von diesem vagen, dicklichen, schlecht rasierten Träumer ein Zitroneneis verlangen, so kalt, daß es auf den Lippen und auf der Zunge brennen wird . . .

Endlich von den Museen befreit!⁸

Die Sammlungen sind dem Geist zuwider, wie der Harem der Liebe.

Das Gezänk dieser Sultansdamen fällt einem zur Last. Die Ansammlung so vieler Schönheiten ist bedrückend und sinnlos. Die Häufung einzigartiger Gegenstände, *Erlesenes* in Menge kann nur Händlern gefallen, nur Gefühllose entzücken, die sich für empfänglich halten, und Leichtgläubige. Ein geistreiches Auge sähe in den Galerien keine Besucher, nur lauter umherirrende Adjektive. Schließlich bezweckt der Künstler nur dies: ein Epitheton zu erlangen . . .

Der herbe Geschmack der Schokolade paßt zu diesem leeren Raum, er sagt meiner Stimmung zu. Ein Löffel voll – ein Gedanke – wieder ein Löffel – ein Zug – ein Schluck eiskalten Wassers – und dazu diese Folge von *Urteilen*:

Die Museen sind den Künstlern verhaßt.

Sie betreten sie nur, um zu leiden oder zu spionieren, Kriegsgeheimnisse auszuhorchen.

Wenn sie es dennoch genießen, so kraft der Grausamkeit, die in ihrer Verachtung liegt.

Dieschrecklichen Leidender Künstler-Eifersuchtschildern.

Hätte Michel-Angelo es gewagt, er würde andere vergiftet haben. Sein Auftritt mit Leonardo. Was alles darin liegt.

Leonardo wachte nur über seine Ideen eifersüchtig.⁹

Verwundert hörte ich zu, als ein talentierter Mann bei der Nachricht vom Tod – oder vielleicht Wahnsinn – eines Schriftstellers, der bekannter und gefeierter war als er, sich zu dem Geständnis hinreißen ließ: *Um so besser . . . Nun bin ich an der Reihe.*

Man wagt es, Literatur- und Kunstgeschichten zu schreiben, ohne ein Wörtchen von diesen Dingen zu sagen, ohne tiefer zu dringen. Die Kunst ist so *schlecht* wie die Liebe. Die Kunst und die Liebe tragen beide *den Keim* zum Verbrechen in sich – oder sie sind nicht echt.

Alles, was von den Göttern kommt, legt Höllen in den Menschen.

Dieses Café ist wirklich köstlich. Von hier aus sieht man die Hitze über dem Straßenpflaster erzittern. Fröstelnd streiche ich über den eisigen Wasserkrug hin. – Gegen dreißig Fliegen erzeugen, ihrer Bewegung im Raum eingegliedert, ein Planetensystem und ein statistisch gleichmäßiges Gemurmel.

Hier darf der Geist, den die Meisterwerke betäubt haben, aufleben, hier erhebt er sich und wertet. Alles, was die Menschheit getan hat, tut und noch tun wird, tönt ihm nicht anders als jenes räumlich begrenzte Geräusch dreißig flügel-schwirrender Insekten. Der Körper hebt leise die Schultern. Auch dieses Zucken, das die Menschheit verachtet, wird ungern gesehen. Dem Gerechtigkeitssinn in mir ist es unmöglich, die *Notwendigkeit* meines Gefühls zu verkennen.

– Die Blumen, die das Blumenmädchen gegenüber, unter dem großen Palasttor, verkauft, bringen allen Menschen Botschaften und Träume der Liebe. Was nie eintreffen, niemals geschehen kann, duftet, riecht gut.

Ich zeichne geometrische Figuren auf die Marmorplatte des Tischchens, wo die Bleistiftspitze sich so glücklich und so frei dünkt.

– Und was geht mich die Notwendigkeit meines Gefühls an? Sehr viel, mein Freund.

Sie macht dieses Gefühl zu dem, was es ist – was alle Gefühle sind. Jedes Gefühl ist der *Saldo* einer Rechnung, deren Einzelposten verloren sind. Unmöglich, einen Auszug der Soll und Haben zu erhalten. Man fände Operationen vor, die bis ins Jahr tausend zurückreichen; andere bis zum Affen oder Biber. Die Erbsünde ist zweifellos ein Integral.

Muße, Kühle, Geist – *ihr sollt nicht mehr gebieten!*

Noch ein wenig Rauch zum Eis, und Duft betäubender Zitronen atmen aus der Luft! Zahlen und fliehn.

*

Selbstmorde.

Selbstmörder tun sich entweder Gewalt an, oder sie geben sich selber nach und scheinen einer verhängnisvollen Kehre ihres Schicksals zu folgen.

Die einen stehen unter dem Zwang der Begebenheiten; die andern bezwingt ihre eigene Natur; und alle äußere Gunst, die ihnen das Schicksal erweist, wird sie nicht davor zurückhalten, den kürzesten Weg zu wählen.

Noch eine dritte Art des Selbstmordes läßt sich aber denken. Es gibt Menschen, die ihr Leben so kühl betrachten und von ihrer Freiheit eine so unbedingte, so eifersüchtig gehütete Vorstellung haben, daß sie nicht gewillt sind, die Umstände ihres Todes dem Zufall der Geschehnisse oder der Wechselgeschicke ihres Organismus zu überlassen. Alter, Verfall, Überraschung widern sie an. In der Antike findet man einige Beispiele und das Lob solch unmenschlicher Standhaftigkeit.

Wogegen der von den Umständen erzwungene Selbstmord, den ich zuerst erwähnt habe, von seinem Urheber zu einem bestimmten Zweck erdacht wird. Er erklärt sich aus der Unmöglichkeit, ein *bestimmtes Übel genau auszumerzen*.

Der Teil kann nur über die Vernichtung des Ganzen getroffen werden. Man hebt das Ganze und die Zukunft auf, um das Einzelne und die Gegenwart zu zerstören. Man löscht das Bewußtsein überhaupt aus, weil man es nicht versteht, nur den einen Gedanken auszulöschen; das ganze Empfindungsvermögen, weil man mit einem bestimmten, unbesiegbar anhaltenden Schmerz nicht fertig wird.

Herodes läßt alle Neugeborenen erwürgen, weil er den einzigen nicht zu erkennen vermag, auf dessen Tod es ihm ankommt. Ein Mensch, verärgert durch eine Ratte, die sein Haus unsicher macht und sich nicht fangen läßt, brennt das ganze Gebäude nieder, weil er es nicht von diesem einen Tier zu reinigen weiß.

Die Erbitterung über eine unerreichbare Stelle unseres Wesens reißt so das Ganze zur Selbstvernichtung hin. Der

Verzweifelte wird dazu geführt oder gezwungen, *ohne Unterscheidung zu handeln*.

Diese Art des Selbstmords ist eine *grobe Lösung*.

Es ist nicht die einzige. Die Geschichte der Menschheit ist voll grober Lösungen. Alle unsere Ansichten, die Mehrzahl unserer Urteile, die meisten unserer Handlungen sind bloßer *Notbehelf*.

Zur zweiten Art von Selbstmord werden Menschen getrieben, die der düsteren und grenzenlosen Trauer, der Besessenheit, dem Taumel der Nachahmung, der Benommenheit von einem unheilvollen und seltsam gehätschelten Bild widerstandslos verfallen.

Die so Gearteten sind gleichsam *empfänglich* geworden für die Vorstellung oder den Begriff der Selbstzerstörung. Sie gleichen Rauschgiftbetäubten, denn in ihrer Verfolgung des Todes stellt man dieselbe Hartnäckigkeit fest, dieselbe Beklommenheit, List und Verstellung, wie bei Rauschgift-süchtigen, die sich ihre Droge verschaffen wollen.

Einige suchen nicht wirklich den Tod, sie wollen eine Art von Trieb befriedigen. Manchmal ist es die Todesart selbst, die sie fasziniert. Wer sich am Galgen sieht, der wird sich nie in den Fluß werfen. Der Tod durch Ertrinken inspiriert ihn nicht. Ein Schreiner verfertigte einmal eine sehr klug entworfene Guillotine um der Wollust willen, welche die reinliche Trennung des Kopfes vom Körper gibt. Dieser Selbstmord hat etwas Ästhetisches an sich und die Sorge um die gewissenhafte Ausführung der letzten Handlung.

All diese zweimal Sterblichen scheinen im Schatten ihrer Seele einen nachtwandlerischen Mörder, einen unversöhnlichen Träumer, einen *Doppelgänger* zu bergen – Vollstrecker einer unbeugsamen Weisung. Sie haben oft ein leeres, geheimnisvolles Lächeln: das Zeichen ihres immergleichen Geheimnisses. Es bezeugt (wenn man dies überhaupt schreiben kann) die Anwesenheit ihrer Abwesenheit. Vielleicht gilt ihnen ihr Leben als vergeblicher oder mühseliger Traum, der ihnen immer mehr zur Last wird und aus dem sie immer lieber erwachen möchten. Alles scheint ihnen trauriger und nichtiger als das Nichtsein.

Ich will diese Betrachtungen mit der Untersuchung eines nur erdachten Falles beschließen. Man könnte sich einen Selbstmord aus Zerstretheit vorstellen, der kaum von einem Unfall zu unterscheiden wäre.

Ein Mann handhabt eine Pistole und weiß, daß sie geladen ist. Er hat weder Lust noch die Absicht, sich zu töten. Aber er ergreift die Waffe mit Vergnügen, seine Handfläche umfaßt den Kolben, sein Zeigefinger umschließt den Abzugbügel mit einer Art von Wollust. Er stellt sich die Handlung vor. *Allmählich wird er zum Sklaven der Waffe.* Sie bringt ihren Besitzer in Versuchung. Beiläufig richtet er die Mündung gegen sich. Er nähert sie seiner Schläfe, dann seinen Zähnen. Nun ist er beinah in Gefahr, weil der Gedanke an das Funktionieren, der Zwang einer vom Körper entworfenen und vom Geist vollzogenen Handlung ihn übermannt. Der Kreislauf des Impulses strebt sich zu schließen. Das Nervensystem erzeugt sich selber eine geladene Pistole, und der Finger *will* sich plötzlich krümmen.

Eine kostbare Vase am Rand eines Tisches; ein Mann, der auf einer Brüstung steht, befinden sich in vollkommenem Gleichgewicht. Und doch sähen wir sie lieber etwas weiter von der Senkrechten des leeren Raumes entfernt. Wir haben die quälende Empfindung, wie wenig es braucht, um das Schicksal des Menschen oder des Dinges zu beschleunigen. Dies Wenige – wird es dem fehlen, dessen Hand bewaffnet ist? Falls er sich vergißt, der Schuß ihm entfährt, der Gedanke an die Handlung siegt und sich verwirklicht, bevor er die Bremsvorrichtung ausgelöst und die Selbstbeherrschung wiedererlangt hat – dürfen wir dann, was daraus folgt, einen *Selbstmord aus Unachtsamkeit* nennen? Das Opfer hat es geschehen lassen, und sein Tod ist ihm wie ein unüberlegtes Wort entfahren. Unmerklich hat es sich in eine gefährliche Zone seines Willensbereichs vorgewagt. Seine Willfähigkeit gegen irgendwelche Tast- und Machtgefühle hat es in ein Gebiet geführt, wo die Wahrscheinlichkeit einer Katastrophe sehr groß ist. Es hat sich einem Lapsus, einem geringfügigen Vorfall des Gewissens oder der Übertragung anheimgegeben. Es tötet sich, weil es allzu leicht war, sich zu töten.

Ich habe ziemlich lange bei diesem erdachten Modell einer halb zufälligen, halb vorbestimmten Handlung verweilt, um die Unwägbarkeit der Unterschiede und Gegensätze anzuzeigen, die zwischen den Wahrnehmungen, den Bestrebungen, den Bewegungen und deren Folgen – zwischen Tun und Geschehenlassen, Handeln und Erdulden – zwischen Wollen und Können zu bestehen scheinen. (Im eben ausgeführten Beispiel geht das *Können* aus dem *Wollen* hervor.)

Die ganze Spitzfindigkeit eines Kasuisten oder eines Schülers von Cantor wäre erforderlich, damit sich vom Gewebe der Zeit aussondern ließe, was der Wirkung der einzelnen Mächte unseres Schicksals zuzuschreiben ist. Unter dem Mikroskop erscheint der Faden, den die Parzen abspulen und durchschneiden, als ein Seil, dessen vielfarbige Fasern, einander ablösend, bald verschwinden, bald wieder hervortreten, während die Windung sie zieht und mit sich reißt.

*

Der Tod ist eine Überraschung, die das Unvorstellbare dem Vorstellbaren bereitet.

*

Welches Maß an Vorwänden, an Fehlschlüssen, an Ausreden – an Fruchtbarkeit, an Findigkeit –, um weiterzuleben!

Um die einschneidenden Gründe zur Vernichtung, die von allüberall her auftauchen, niederzuhalten – die dem Individuum jeden Augenblick das Gefühl – der Nutzlosigkeit oder des Versäumten oder Überholten vermitteln.

*

Man rettet sich in das Unbekannte. Man verbirgt sich in ihm vor dem Bekannten. Das Unbekannte ist die Hoffnung der Hoffnung. Im Unbestimmten hätte das Denken ein Ende. Die Hoffnung ist jener innerste Akt, der Unwissenheit schafft, die Mauer zur Wolke wandelt – und kein Skeptiker, kein Zweifler zerstört Urteil und Vernunft, Evidenz und Wahrscheinlichkeit, wie dieser rasende Dämon Hoffnung.

*

Immer allein, meist schweigsam zuhächst auf dem höchsten und äußersten Turm, hält die *Hoffnung* Ausschau, hinweg über Körper und Geist.¹⁰

*

Die Hoffnung blickt in den Spiegel und sieht sich mit Siegesflügeln.

*

Jede Moral prophezeit.

*

Bevölkerungsabnahme.

Die Ursache der Bevölkerungsabnahme *liegt eindeutig in der Geistesgegenwart.*

Ehepaare, die Vorsichtsmaßnahmen für die Zukunft treffen, bilden zusammengenommen ein Volk, das nachlässig mit seiner Zukunft umgeht.

Kopf oder Rasse: eins von beiden muß zugrunde gehen.¹¹

*

Kürze.

Handeln ist eine kurze Tollheit.

Das Kostbarste des Menschen ist eine kurze Epilepsie.

Das Genie hängt an einem Augenblick.

Liebe entsteht auf einen Blick; und ein Blick genügt, ewigen Haß hervorzubringen.

Und wir sind nichts, wenn wir nicht imstande waren und imstande wären, einen Augenblick außer uns zu sein.

Dieser kurze Moment, da ich außer mir bin, ist ein Keim oder drängt wie ein Keim hervor. Die übrige Zeit läßt ihn sich entwickeln oder zugrunde gehen.

Eine zum Erstaunen mächtige Spannkraft drängt sich in den Samen und in einzelnen Minuten zusammen. Es gibt Teilchen der Zeit, die sich voneinander wie ein Pulverkorn von einem Sandkorn unterscheiden. Nach außen sehen sie fast gleich aus, doch ihre Bahnen sind nicht zu vergleichen.

*

Die Meinung *Zeit ist Geld* ist der Gipfel der Gemeinheit. Zeit ist Reifung, Einteilung, Ordnung, Vollendung.

Die Zeit schafft den Wein und die Güte des Weins, solcher